

# Neonazi und Engel

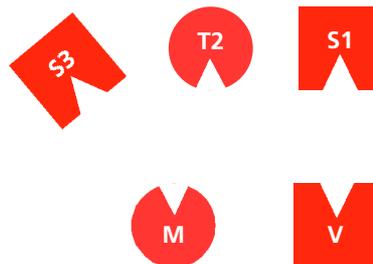
Stefan, ein 15-jähriger Schüler, kommt mit seiner Mutter in die Beratung, da er sich nicht konzentrieren kann und seine schulischen Leistungen so darunter leiden, dass er wohl das Klassenziel nicht erreicht. Das würde bedeuten, er muss vom Gymnasium auf die Hauptschule wechseln, da er bereits die 7. Klasse wiederholt hatte. Auf meine Frage hin entscheidet er sich, mit mir zu sprechen, ohne dass seine Mutter dabei ist. Während Stefan interessiert das Beratungszimmer inspiziert, lasse ich mir von der Mutter noch die wichtigen Familienergebnisse nennen, bevor sie während der Beratungszeit ihres Sohnes spazieren geht. (Sie und ihr Mann waren schon einmal Monate zuvor wegen einer anderen Angelegenheit bei mir in Beratung gewesen.)

Stefan wirkt sehr „durchsichtig“, obwohl er durchgestylt vor mir sitzt und sich „cool“ gibt. Er eröffnet das Gespräch damit, dass er im Unterricht alles kapiere, aber bei den Schulaufgaben habe er ein Brett vor dem Hirn, und alles, was er gelernt habe, sei wie gelöscht. Ich erzähle ihm ein wenig über Lernschwierigkeiten und dem möglichen inneren Verbot, Erfolg zu haben. Darauf sagt er gleich, seine zwei Jahre jüngere Schwester könne nicht lesen und schreiben, weil sie behindert sei. Das mache ihm aber nichts aus, er habe sie trotzdem sehr gern. „Allerdings habe ich ein ganz schlechtes Gewissen, denn sie verträgt sich mit meinem jüngeren Bruder Felix nicht, und daran bin ich schuld. Als sie zehn Jahre alt war, habe ich mich mit dem kleinen Bruder nicht verstanden und ihr beigebracht zu sagen: „Felix ist blöd.“ Sie mag meinen kleinen Bruder bis heute nicht besonders, und das liegt an mir, denn Kinder mit dem Downsyndrom vergessen nichts.“

Ich rede mit ihm über Geschwisterrivalitäten und lasse einfließen, dass der Konflikt zwischen seiner Schwester und seinem Bruder wenig mit seiner Aussage zu tun habe, dass es da wohl eine tiefere Dynamik gebe. Er schnauft durch und wirkt sichtlich erleichtert. Aufmerksam ist er dabei, als ich ihm die Familienaufstellung und ihren Hintergrund knapp erkläre und ihn dann bitte, seine Familie mit Vater, Mutter, sich selbst und seinen Geschwistern mit Figuren aufzustellen. Er zögert etwas. Nach meiner Versicherung, er könne nichts falsch machen und schade damit seiner Familie nicht, weil diese Arbeit mit Respekt vor allen Mitgliedern seiner Familie gemacht werde, stellt er konzentriert auf.

**Bild 1**

- S1 1. Kind, Sohn
- T2 2. Kind, Tochter
- S3 3. Kind, Sohn
- M Mutter
- V Vater



Ich frage ihn: „Kabbelst du dich öfter mit deinem Vater?“ Er lacht und erwähnt die täglichen Kämpfe beim Essen: „Aber ich mag ihn wirklich.“ „Du liebst ihn sehr und machst dir Sorgen um ihn“, sage ich. „Woher wissen Sie das? Ich hab manchmal Angst um ihn, denn er arbeitet so viel und kommt immer erst spät aus der Klinik. Im Spaß habe ich schon oft gesagt: ‚Wenn du so weitermachst, kommst du irgendwann auf der Bahre nach Hause.‘“ Ich frage ihn, ob er wisse, dass der ältere Bruder seines Vaters drei Tage nach der Geburt gestorben ist. Er verneint zunächst und erinnert sich dann, dass der Papa vor einiger Zeit etwas darüber erwähnt hat. „Er hat wohl Peter geheißt, aber den kennt ja niemand von uns.“ Ich sage ihm, dass das sein Onkel sei und er ja mit zur Familie gehöre. Mithilfe der Informationen, die mir seine Mutter gegeben hat, vervollständige ich die Aufstellung der Familie. Ich verändere den Platz der Kinder und stelle auf der väterlichen Seite den gestorbenen Bruder des Vaters und die Eltern des Vaters dazu. Auf der mütterlichen Seite nehme ich die Mutter der Mutter dazu und deren Eltern (die Oma gilt in der Familie als vaterlos, weil sie unehelich geboren war) und den Vater der Mutter, der als Widerstandskämpfer hingerichtet worden war.

**Bild 2**

- MM Mutter der Mutter
- VM Vater der Mutter
- MMM Mutter der Mutter der Mutter
- VMM Vater der Mutter der Mutter
- BrV+ Bruder des Vaters, getötet
- MV Mutter des Vaters
- VV Vater des Vaters



Stefan laufen still die Tränen, und er versteckt seine Bewegung nicht. Ich bitte ihn selbst, seinen kleinen Onkel anzuschauen und ihm das zu sagen, was ihm wichtig ist. Stefan spricht laut und sehr liebevoll mit seinem Onkel. Dann schaut er mich an und strahlt und meint: „Komisch, dass das so froh macht.“ Nach einer kleinen Weile geht sein Blick zu seiner Schwester. Ich nehme es auf und lasse ihn zur Schwester sprechen in dem Sinne, dass er sie mit ihrer Krankheit liebe und dass er achte, was sie in ihrer Krankheit in Liebe trägt, und dass er seine Fähigkeiten a c hten und aus ihnen etwas machen wolle.

Stefan sitzt mir gelöst gegenüber und sagt stolz: „Wir sind eine starke Truppe, das ist schön.“ Da seine Mutter noch nicht da ist, um ihn wieder abzuholen, frage ich ihn, ob er in der Sonne oder bei mir warten wolle. „Ich möchte dableiben“, antwortet er, „wir könnten doch noch miteinander reden.“ Wir sprechen zunächst über die Schule und eine vernünftige Strategie, wie er zwei von den drei Fünftern wegbekommen kann, als er unvermittelt sagt: „Eine Lehrerin mag mich nicht, die glaubt nämlich, mein Freund sei ein Neonazi. Keiner in der Klasse mag den, aber ich finde ihn okay. Der ist kein Neonazi, der tut nur so.“ Er spricht weiter wie in Trance: „Ich habe nichts gegen Ausländer, aber die sind schon oft gefährlich, wenn sie schlägern. Das finde ich bei Deutschen zwar auch blöd. Aber die Ausländer können sich weniger beherrschen.“ Er schaut auf und mir in die Augen, und sein Blick wird ängstlich und voller Unruhe. „Ich habe Angst, dass mich so ein Ausländer einmal zusammenschlägt.“ Er schaut mich an, die Tränen laufen, und er schreit fast: „Ich, ich bin auch ein Neonazi“, und, nach einer kleinen Pause: „Ich bin so froh, dass ich es endlich gesagt habe.“ Ich versichere ihm: „Stefan, du bist kein Neonazi, aber du fühlst etwas, was zu dem Schicksal deines Opas gehört.“ Ich schaue mit ihm noch einmal auf den Kreis der Figuren, in dem sein Opa steht, verbunden mit den Tätern und Opfern und dem Henker. Dann lasse ich ihn mit seinem Opa reden: „Ich gebe dir einen Platz, Opa. Auch von dir habe ich mein Leben. Ich schaue dich nun wirklich an, und dann lasse ich dich gehen zu den anderen in den großen Tod.“ Stefan sitzt längere Zeit still, dann kommt von ihm ganz leise: „Jetzt muss ich noch etwas sagen. Ich glaube, ich spinne doch nicht. Vor ein paar Tagen habe ich in der Klasse laut gerufen, ‚ich bin ein Engel‘, und da haben meine Freunde gelacht und gedacht, das sei einer meiner Gags. Ich habe das aber ernst gemeint, und jetzt weiß ich, wo das hingehört.“ Er schaut mich erwartungsvoll an, und ich nicke.

„Onkel Peter ist der Engel“, kommt von ihm, und ich antworte: „Und jetzt ist er dein Schutzengel.“ „Den kann ich brauchen“, meint er, „denn vor einem Jahr bei der Radtour mit den Freunden war es knapp. Ich bin eine steile Abfahrt zu schnell gefahren und konnte nicht mehr lenken.“

Ich wollte schon auf die Bremse steigen, aber wenn ich das gemacht hätte, wäre ich sicher über den Lenker geflogen und den Abhang hinabgestürzt, und das wäre es dann gewesen. Irgendwie bin ich Kurven gefahren, und dann hat es mich nur geschmissen. Ich bin mit einer Prellung davongekommen.“

Ich höre seine Mutter kommen, und wir stehen auf, da sagt er noch: „Ich kaufe morgen mein Faschingskostüm, und ich gehe als ‚Scream.‘“ Ich staune, wie man als Film gehen könne, und er belehrt mich: „Ich mache doch den Mörder aus dem Film.“ „Und dann ist das vorbei, Stefan“, erwidere ich. Er stutzt, und dann nickt er. Wir verabschieden uns, ich wünsche ihm alles Gute und sage: „Pass gut auf dich auf!“ Da dreht er sich unter der Tür noch einmal um und sagt: „Ich bin ja jetzt nicht mehr allein, das tut gut.“